Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

**Band:** 2 (1918)

**Heft:** 6-7

Artikel: Eisenbahn und Sprache

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-419428

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.

Durch die Post bezogen koften die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. Al. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüsnacht (Zürich). Beiträge zum Inhalt find willkommen.

Berfandstelle: Bubenbergstraße 10, Bern. Drud: G. Iseli, Bern.

## Eisenbahn und Sprache.

Einen Schutwall gegen die von Norden her drohende geistige und politische Ueberfremdung der deutschen Schweiz hat einer unserer Staatsmänner kürzlich unsere schweizerdeutsche Mundart genannt und damit gewiß Be-geisterung geweckt bei den schwärmerischen Freunden dieser unserer Muttersprache, bei Kennern der Verhältnisse aber wohl eher Bedenken; denn wenn unsere geistige Unabhängigkeit nicht sicherer begründet ist als dieser "Schutwall", so steht es schlimm mit ihr. Wohl ist uns das Schweizerdeutsche noch in allen Ständen Sprache des perfönlichen Berkehrs, aber früher war es eben mehr als das, und allerlei Anzeichen sprechen dafür, daß es vielleicht auch das nicht mehr gar lange sein werde,

daß es verschwinde.

An zwei an sich unbedeutenden Einzelfällen läft sich beobachten, wie wir Deutschschweizer, auch wenn wir ganz unter uns sind, mundartliche Formen allmählich opfern zugunsten der schriftsprachlichen. Die Beispiele stammen freilich aus dem Gebiete der Eigennamen und können daher nicht in jeder Beziehung als bezeichnend gelten für die gesamte Mundart, aber zur Sprache ge-hören sie eben doch auch, und gerade an diesen Beispielen von Ortsnamen läßt sich ein Hauptgrund des Aussterbens mundartlicher Formen beobachten: der heutige Verkehr, und sein Hauptmittel: die Eisenbahn, aber auch die menschlichen Schwächen, die von innen her un= terstützen, was äußerer Zwang mit sich bringt: Bequemlichkeit und Eitelkeit. Der Eisenbahnverkehr richtet sich nach dem gedruckten Fahrplan, die Sprache dieses Fahrplans ist natürlich schriftbeutsch; wir schreiben und drucken auf Papier, und man kann sagen, die Sprache des Bahnverkehrs sei papieren. Das macht sich geltend sowohl in der lautlichen Form der Ortsnamen als in ihrem Gebrauch im Sagbau.

Zunächst eine Papierblume der ersten Art, ein Beispiel, das dem Berfasser zufällig nahe liegt. Wer aus dem blühenden toggenburgischen Dorfe Flawil stammt, dessen schriftdeutsche Namensform und ungefähre Lage heute doch fast jeder Schweizer von durchschnittlicher Bolksschulbildung kennt, der wird auf die Frage nach seiner Herkunft stolz antworten: "Bo Flowil", mit langem, offenem o, wie es der Oftschweizer spricht in Obed, Schof, Stroß, (also ja nicht etwa geschlossen wie ein ihm nur allzu verständnisvolles Lächeln: "So so!, gebracht?

vo Flobel" (das o wie in Flowil), aber außerhalb der Ostschweiz, schon in Zürich, begegnet es merkwürdig verständnislosen Gesichtern, bis es einem der welterfahreneren oder gebildeteren Zuhörer, etwa einem Geschäfts= reisenden oder Lehrer aufdämmert: "Aha! Bo Flawil!", mit kurzem a in der ersten und dem Ton auf der gedehnten zweiten Silbe. Und der wackere Flawiler, also "korrigiert", bestätigt entgegenkommend: "Ja, vo Fláwil", also mit langem a und dem Ton auf der ersten Silbe; aber ein bischen ärgert's ihn doch, den heimelig klingen= den Namen seines Heimatortes so "verpapiert" oder "verschwäbelt" zu hören und dabei selbst ein wenig mithelsen zu müssen; er weiß doch, was "richtig ist" und "wie man sagt". Uebelnehmen aber darf er's natürlich nicht; denn die andern können nichts für diesen "Fehler", ja er macht es selber ganz ähnlich, wenn er einen Eidsgenossen, der sich von Burdlef erklärt, "verbessert": "Ach

so! vo Burgdorf!"

Wir haben also von einem einzigen Namen gleich= zeitig vier Formen im mündlichen Gebrauch, der Bertraulichkeit nach geordnet: Flobel, Flowil, Flawil, Flawil. Die erste klingt dem Flawiler nur zu vertraulich, geradezu etwas verächtlich, man hört sie auch nur noch ganz selten und wohl nur in besonders freundlich ge= finnten Nachbargemeinden. 3. B. pflegte ein fürzlich verftorbener alter Goßauer — zu diesen Leuten war das Berhältnis aus Gründen des Glaubens früher besonders "freundnachbarlich" — zu erklären: Wenn die Stickerei (die Hauptindustrie Flawils) gut geht, so sagt der Flawiler, er sei "vo Flawil"; geht sie schlecht, so ist er "vo Flobel". — Die am Orte selbst und auch in der nähern und weitern Umgebung noch durchaus herrschende Form ist Flowil, aber schon im Zürichbiet sagt man meistens Flawil, und im Berkehr mit solchen Leuten sagt auch der Flawiler Flawil, mit dem Stammlaut a des Fremden und der einheimischen Betonung auf der ersten Silbe. Flobel ist entstanden aus Flowil durch nachlässige Aussprache, Flawil ergab sich, indem man nach dem Schriftbilde a sprach und in Anlehnung an die zahlreichen wirklich auf wil betonten Namen die Betonung verlegte (es find freilich meistens dreisilbige, aber diese sind häufiger, und unter ihnen sind einige besonders wichtig; die zweisilbigen werden meistens auf der ersten Silbe betont); Flawil endlich ist das Ergebnis eines "Berständigungs= friedens" zwischen dem einheimischen Flowil und dem im Namen jenes zierlichen Kerbtierchens), und mit dem fremden Flawss. Aber beide Formen mit a muten den Ton auf der ersten Silbe. Dieses freudige Bekenntnis "rechten" Flawiser steif und kalt an, er friert fast ein erweckt vielleicht beim Bürger einer Nachbargemeinde wenig bei ihrem Klang. Wer hat die fremde Form auffelbst und in seiner Umgebung gebräuchlich sei, und früher war das auch so; ja die mundartliche vermochte sogar in neuerer Zeit die schriftsprachliche gelegentlich noch zu verdrängen; z. B. erzählt Ulrich Bräcker, der "Arme Mann im Tockenburg", um 1780, er sei von Herisau über Flohweil nach Schaffhausen gewandert.

Solange der Verkehr mehr persönlich, mehr von Mensch zu Mensch vor sich ging, solange nahm auch der Fremde die Form an, die die "Eingeborenen" brauchten. Als dann aber die Eisenbahnfahrpläne erschienen mit den langen Liften von Stationsnamen, die dem Reisenden so viel bedeuteten wie eine Ziffer oder ein Buchstabe aus dem ABC, als man so in seinen Sitz gelehnt im Vorbeifahren die Namen vom Bahnhofsgebäude ablesen fonnte, als man sie mehr durch das Auge statt wie bisher durch das Ohr kennen lernte, da prägte sich natürlich die schriftliche Form mit a ein, und durch die Unlehnung an "falsche", zufällig naheliegende Mufter verschob sich die Betonung.

Selbstverständlich ist daran nicht die Eisenbahn allein schuld; doch hätte sie den Umschwung auch allein zustande gebracht. Der übrige Berkehr hat aber im gleichen Sinne gewirkt: wer den Namen nur oder zuerst auf den Briefköpfen von Geschäftshäusern las oder auf Briefanschriften schrieb oder im Telephonabonnentenverzeichnis sah, der machte es natürlich gleich, und sehr stark hat gewiß in derselben Richtung der erdkundliche Unterricht der Volksschule gewirkt, wo Lehrer und Schüler die Namen meist bloß aus Landkarte und Lehrbuch, nicht aus dem

lebendigen Berkehr kennen.

Borläufig herrscht nun freilich die papierene Form erst bei den Außenseitern, aber es ist möglich und vielleicht sogar wahrscheinlich, daß sie allmählich am Orte selbst und in seiner Umgebung eindringt. Denn der zunehmende Fernverkehr bringt es mit sich, daß auch der Flawiler im mündlichen Gebrauch den "Fremden" aus Zürich, Bern und Basel gegenüber die Form Flawil zu brauchen beginnt oder wenigstens Flawil, weil die einheimische, "bodenständige" im weitern Berkehr unverständlich ist. Doppel- oder gar Dreisprachigkeit dürfte ihm in einem solchen Falle aber auf die Länge unbequem fallen, und so geht er von Flówil zu Fláwil oder Flawil über, und seine Familie, seine Geschäftsangestellten machen's nach. Ja, es ist nicht undenkbar, daß heute schon einzelne Flawiler und Flawilerinnen die fremde Form als die vornehmere empfinden, nicht gerade weil sie der Schriftform näher steht, sondern weil alle Auswärtigen, alle Fremden so sagen, z. B. jener nette Herr, den "sie" in Bern oder Basel kennen gelernt hat "damals". Was also die Fremden ohne jede eigene "Schuld" veranlassen, sofern man von Schuld hier reden kann und mag, das wird von den Einheimischen noch unterstügt, ebenfalls ohne "Schuld", wenn auch hie und da etwas Bequemlichkeit oder Eitelkeit mitspielen mag; dazu kommen die starke Zuwanderung auf der einen, Abwanderung und Aus-Seite, und vielleicht erinnern sich schon in fünfzig Jahren nur noch ältere Leute daran, daß Flawil einmal Flówil hieß.

Freilich - zum Troste für den, der deffen bedarf ist dieses "Neueste" wenigstens zum Teil (in bezug auf den Laut a) zugleich das Aelteste, denn die Form mit a stammt ja aus der Schrift, und die Schrift hat sie nur,

Man sollte doch meinen, im schweizerdeutschen Ge- Flawilare u. dergl. Erst später ging das Oftschweizebrauch herrsche die Form eines Namens, die am Orte rische dazu über, aus langem a ein langes, offenes o zu machen: aus Abend Obed, aus Nadel Nodle; so wurde auch aus Masinang Moslig (heute geschrieben Mosnang), aus Magolsberg Mogelsberg (heute mit kurzem o; die Mogelsberger wollen mit dem Mogeln, das übrigens aus der Gaunersprache stammt, nichts zu tun haben). In einigen Wörtern ift sogar die Schriftsprache benselben Weg gegangen: mittelhochdeutsch ane ist zu ohne, Mane zu Mond und daher auch Manot zu Monat geworden. In der "modernen" Aussprache mit a wird also nur der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt, der Kreislauf geschloffen; in der Betonung freilich wird durch Unlehnung an ein falsches Muster etwas Neues geschaffen. So verwischen sich auch in der sprachlichen Entwicklung Altes und Neues, Regelmäßiges und (scheinbar) Zufälliges zu einer anfänglich seltsam klingenden, bunten Mannigfaltigkeit.

Wie gesagt, der Name Flawil soll nur ein Beispiel sein für Dugende oder Hunderte von ähnlichen Fällen. Diese Borgänge zu beobachten hat doch auch seinen Reiz, denn auch da ist Leben, und auch da wirken Kräfte nach bestimmten Gesetzen. "Zu tun" ist da freilich nichts oder nur wenig; denn die Mächte des Berkehrs sind heute ftärker und zum Teil auch berechtigter als die der Gewohnheit, und diese Gewohnheit ist ja manchmal gar nicht so sehr "geschichtlich berechtigt" und "bodenständig", wie es scheint. Nur wo Bequemlichkeit und Eitelkeit im Spiele sind, könnte man vielleicht manchmal doch etwas tun, wenigstens in Familie und Schule; das sind doch auch starke Mächte. Aber man wird mit Borwürfen sparfam sein muffen und es keinem Degersheimer übelnehmen, wenn er außerhalb eines gewiffen Ortskreifes nicht mehr sagt, er sei vo "Tegersche", denn es ist todsicher, daß er doch nicht verstanden würde, und wer wollte es einem "besseren" Söchterchen von Moslig übelnehmen, wenn sie erklärt, sie sei von Mosnang, denn der "richtige" Name klingt doch wohl etwas geringschätig, Mosnang sieht jedenfalls "interessanter" aus und kann wenigstens bei Postbeamten und Lehrern den Anspruch erheben, daß sie ungefähr die Lage des Seehafens kennen. Es braucht ja auch nicht immer Eitelkeit zu sein — obschon Personennamen uns menschlich näher liegen — wenn einer sich Baumann nennt und nicht Bume, wie er doch schweizer-deutsch eigentlich heißt, aber daß Baumann etwas vornehmer klingt als Bume, wird ihm nicht unangenehm sein.

Im Falle Flawil handelt es sich aber schließlich nur um Laute, und bloße Laute sagen uns wenig oder nichts; darum geht auch da nicht viel verloren. Schlimmer ist die Berpapierung der Berkehrssprache in andern Fäl-len, wo wirkliche Gedanken und Borstellungen verloren gehen, wo es wirklich schade ist, wenn ein Rame, der eine offensichtliche Bedeutung hat, vielleicht noch eine recht anmutige, zur Rolle einer bloßen Nummer oder irgend eines Buchstabens aus dem ABC herabgedrückt wird. — Ein Borort von Zürich heißt Tiefenbrunnen; ein älteres Ortsverzeichnis meldet zu diesem Namen: "Gasthaus sterben einheimischer Bürgergeschlechter auf der andern mit Tanzsaal"! Ursprung und Bedeutung des Namens sind sofort jedem klar, der sich einen Augenblick darauf besinnt: da muß einmal ein tiefer Brunnen gewesen sein. Natürlich antworten solche Namen im Sage meistens auf die Frage wo? oder wohin? Man ging "zum tiefen Brunnen" oder saß beim "tiefen Brunnen", "trank aber nit" immer vom Brunnen; denn dabei war ja eben das Wirtshaus "zum Tiefen Brunnen", man ging also "in weil auch einmal a gesprochen wurde. Die ältesten Ur- den Tiefen Brunnen" (d. h. ins Wirtshaus zum . . .) und funden (9. Jahrhundert) schreiben Flahinwilare und saß "im" Tiefen Brunnen (d. h. im Wirtshaus zum . . .).

Vom Wirtshaus ging der Name auf die Ortschaft über; das Wörtchen in stimmte da freilich noch weniger als beim Wirtshaus, aber durch den bestimmten Urtikel wurde doch die Vorstellung vom Brunnen immer wieder wachgerufen und wachgehalten, und so sagt man dortzu= lande heute noch. Doch seit die rechtsufrige Zürichsee= bahn fährt und "Tiefenbrunnen" eine Station baran geworden ist, heißt es für alle, denen der Ort bloß ein Punkt in der Welt ist, wo der Zug — nach ihrer Meinung völlig überflüssigerweise — wieder anhält, eben Tiefenbrunnen und "nach" T.; sie denken dabei genau so viel, wie wenn es hieße Haltestelle Nr. 3 oder Station c auf Linie D oder so was. Es ist, wie wenn Diese einst lebendigen Namen, deren ursprüngliche Bedeutung im Satbau des dortigen Ortsgebrauches immer noch ein wenig nachklingt, im heutigen Berkehr versteinerten, wie wenn das in ihnen noch schlummernde Leben durch die Maschine ertötet würde. So geht's überall: Der Küsnachter steigt im Goldbach aus, der Fremde, schon der Stadtzürcher, in Goldbach; aufs Hörnli steigt der Tößtaler vom Steg aus, der städtische Sonntagsausflügler von Steg aus; der Tößtaler geht vom Saland auf den Sternenberg, der Fremde von Saland ("Ach! Martin Salánder! Wie interessant!") nach Sternenberg; der Appenzeller ins Rehtobel oder in die Grueb, der städtische Ausflügler nach Rehtobel oder nach Grueb. In Zürich wohnen ältere Leute noch etwa "an der obern" oder "untern Straße", aber die meisten in Ober= oder Unterstraß. Man kann also wohl sagen, der Verkehr wirke da sprachlich verblödend.

Für den verständnisvollen Gebrauch dieser Ortsnamen könnten Haus und Schule vielleicht doch etwas tun, und wenn sie auch diese Namen vor der geistigen Bersandung nicht retten werden, so verschafft doch schon der Hinweis auf solche Kleinigkeiten hie und da ein Freudelein, das mindestens so wertvoll ist als manches "sportliche Ereignis", über das die Tagesblätter breitspurig berichten; denn man empfindet doch jedesmal ein Lustgefühl, wenn man wieder einen Sinn entdeckt hat, und manch ein vergnügtes "Jaso! Aha!" verdankt seine Entladung einer solchen Entdeckung. — Die Verkehrsanstalten selbst sind ja auch da meistens unschuldig an der geistigen Berarmung, aber hie und da leistet bürokratische Gedankenlosigkeit oder gar Eitelkeit doch mehr als nötig. Bei Küsnacht liegt die Häusergruppe und Dampfboot-haltestelle Goldbach; es gibt aber auch eine Bahnstation Goldbach im Emmental. Auf Briefumschlägen muß man natürlich andeuten, welches von beiden gemeint sei, oder ob gar noch ein anderes; wer aber zu Schiff von Zürich herauffährt, wird schwerlich im Zweifel sein, ob er Goldbach bei Küsnacht oder das bernische oder das lu-zernische Goldbach vor sich habe; die Aufschrift Goldbach würde also dem Berkehr vollkommen genügen; aber nein: dem Bürokraten genügt's nicht, "es" heißt nun einmal "Goldbach (Küsnacht)" im Ortsverzeichnis, und drum soll es auch so an der Haltestelle angeschrieben sein! Was geschieht nun? Es kommt vor, daß der Gegend ganz Un= kundige, die nach Küsnacht wollen (etwa um die Hohle Gasse zu besuchen!!), beim Anblick des Namens Küsnacht, wenn er auch nur in Klammer steht, aussteigen; denn den Sinn dieser Klammer können sie doch nicht anders deuten, als daß das eben eigentlich Küsnacht sei, daß die Haltestelle aber Goldbach heiße. Nur immer hübsch "korrekt"!

Der Schriftleiter ist dankbar für die Mitteilung weiterer Beispiele für drohende oder bereits eingetretene

Berblödung solcher Ortsnamen.

## Von der Berner Kochschule.

Im Großen Rat und in der Presse verlangen die Welschen eine Bermehrung der französischen Lehrstühle an der Hochschule in Bern. Sofern die Lehrer des welschen Kantonsteils in Bern studieren müßten, sollte natürlich ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Aber der ganze Ton, in dem diese Forderungen erhoben werden, läßt darauf schließen, daß man es einfach mit einem Borftoß gegen die deutsche Hochschule Berns zu tun hat: die gegenwärtigen politischen Spannungen werden dazu benutt, um den welschen Einfluß so hoch wie möglich zu tragen. Es ist doch zu bedenken, daß — Freiburg als halb deutsch, halb französisch gerechnet — die deutsche Schweiz für ihre mehr als  $2\frac{1}{2}$  Millionen Ein= wohner drei und eine halbe Hochschule hat, die welsche für ihre nicht 800,000 Einwohner ebenfalls drei und eine halbe Hochschule. Ist es da wirklich richtig, daß auch Bern noch ganz doppelsprachig ausgebaut werde? Wo in der Welt gibt es überhaupt ein Gebiet, das so viele Hochschulen zählt wie die welsche Schweiz? Wir mögen ihnen diesen unwirtschaftlichen Luxus gönnen, tragen fie doch felbst die Rosten wie auch den — Schaden; aber wir sehen nicht ein, weshalb auch unfre deutschen Sochschulen noch für welsche Bedürfnisse eingerichtet werden

Aus der Presse

In der Genfer "Tribune" wird geklagt über die expansion allemande au Tessin, an der zum Teil der "deutsche Sprachverein" schuld sei; ein Misorer Blatt unterstügt lebhaft Prof. Salvionis vergebliche Bemühungen, die Engadiner als eine Art Italiener zu erklären; anderswo beschwert man sich über die Sprache auf den amtlichen Briefkasten. Wichtiger ist die Frage des Kantons Jura, über die u. a. die "Basler Nachrichten" am 5. Brachmonat berichteten. Sie ist ja vor allem eine Sprachenfrage; sie hängt auch zusammen mit der Berner Hochschulfrage. Im bernischen Großen Rate hat der jurassische Abgeordnete César bekanntlich Ende März eine Unfrage eingereicht, in der er die Bermehrung der französischen Lehrstühle an der bernischen Hochschule verlangt. Wenn man die Sache lediglich innerhalb der Kantonsgrenzen betrachtet und nicht mit etwas weiterm Gesichtskreis (wie der Beitrag von Bl. in dieser Nummer), so erscheint ja vieles berechtigt, aber der Redner schlug dabei so wundervolle Tone der Berbrüderung an und flagte so beweglich über "le Kantönligeist" der Welschen, daß zu den Stimmen, die die Trennung verlangen, ein seltsames Klangverhältnis entsteht. Wem soll man glauben?

Uls im Jenner der preußische Finanzminister dem Abgeordnetenhause statt des üblichen "Etats" einen "(Staats-) Haushaltsplan" vorlegte und die preußischen Ministerien amtliche Verdeutschungslisten einführten (unter ausdrücklichem Dank für die Mitarbeit des Sprachvereins), da glaubte die Berliner Akademie der Wiffenschaften im Namen der Kultur (Fremdwortreichtum sei "geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache"!) einschreiten zu müssen, und ihr Gutachten spielte kürzlich ein Schriftleiter der N. 3. 3. aus gegen Engels neuestes Buch "Entwelschung". Es ist freilich nicht schwer, aus einigen Tausend Berdeutschungen einige wirklich ungeschickte herauszuklauben oder ganz gelungene so anzuordnen, daß sie als mißlungen erscheinen müffen. Wenn von solcher Stelle aus die Verdeutschungs=